



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Rembrandt als Erzieher

Langbehn, Julius

Leipzig, 1890

Physiognomisches

urn:nbn:de:hbz:466:1-8943

ist volksthümlich und vornehm zugleich; eben dadurch wird er zum sicheren Maßstab für andere, seien es echte oder falsche Größen. Eugen Richter und Rogebue sind theilweise volksthümlich, aber sie sind nie vornehm; Metternich und Voltaire sind theilweise vornehm, aber sie sind nie volksthümlich; Blücher und Fritz Reuter sind völlig volksthümlich, es strömt etwas vom Herzblut des Volkes in ihnen; aber der goldene Schimmer einer inneren Vornehmheit fehlt ihnen. Clausewitz und Novalis sind völlig vornehm; aber sie sind nicht volksthümlich; den ungebildeten Deutschen ist nicht einmal ihr Name bekannt. Von den Mitgliedern der obigen Pentarchie ist keiner volksthümlich und auch nur einer, Ranke, vornehm geartet; wiewohl von den vier Uebrigbleibenden einige vorzugsweise den Schein der Volksthümlichkeit, andere mehr den der Vornehmheit anstreben. Volksthümlichkeit ist von Reklame und Salonton von Vornehmheit höchst verschieden. Ranke's Vornehmheit ist lediglich eine solche der Kritik, nicht der Seele; es ist nicht eine Vornehmheit Rembrandt's, sondern eine solche Lessing's; die beiden „Friesen“ treffen sich in der Fremde. Es ist Gold in Ranke's Schriften; aber der warme Pulsschlag des Blutes fehlt ihnen. Schiller und Friedrich II, Burns und Bismarck sind ebenso populäre wie adelige Geister; sie gleichen darin Rembrandt; sie haben „Blut und Gold“. Solchen Männern vertraut das Volk und solchen Männern darf es vertrauen. Es ist auch eine Pentarchie; aber eine nicht auf Wissen sondern auf Charakter gegründete; denn jeder Charakter, welcher sich mit der Welt auseinandersetzt, ist schöpferisch.

Phylogno-
misches.

Das reine Wissen erschläft durchweg den Menschen. Eine bekannte antike Porträtstatue des Aristoteles, der sog. Aristoteles Spada ist hiefür sehr illustrativ; man hat zwar neuerdings die Richtigkeit ihrer Benennung angezweifelt; aber jedenfalls stellt sie einen musterhaften Alexandriner d. h. Aristoteleszögling dar. Sie giebt so recht ein Bild des grübelnden unfrohen sich selbst und die Welt zerfasern den Forschers; ihm fehlt die geistige wie die körperliche Frische; die schönste aller griechischen Porträtstatuen dagegen, die des sog. Sophokles vom Lateran stellt in ihrer so äußerlich wie innerlich vollen runden geschlossenen Erscheinung ein Urbild echtster und gesundester Menschlichkeit dar; diese Gestalt erhebt, jene bedrückt den natürlich fühlenden Beschauer. Die letzten hundert Jahre deutscher Geistesentwicklung haben ähnliche Gegensätze gezeitigt; es ist ein weiter Abstand von den offenen und lebensvollen Zügen eines Lessing Goethe oder selbst minder bedeutender damaliger Geistesgrößen bis zu dem doktrinär bebrillten Gesicht eines Virchow oder den kritisch zerfetzten Zügen eines Mommsen. Gesichtsforschung gehört auch zur Geschichtsforschung; der Mensch ist so wie er aussieht; sein und aussehen aber soll er menschlich. Man hat Aristoteles den „Sekretär der Natur“ genannt; aber Sophokles und jeder echte Künstler ist mehr; er ist der Sohn der Natur — und darum ihr Erbe. Selbstverständlich soll dieser Sohn und

Erbe sich die Aufzeichnungen des mütterlichen Hausverwalters zu Nutzen machen; er hat dazu das Recht wie die Pflicht; aber immer ist und bleibt er der Herr und jener der Diener. Schaffen und Schreiben ist zweierlei. Shakespeare schreibt Tragödien und Aristoteles Regeln über solche; man kann nicht zweifeln, welcher von ihnen der Größere ist; und welchem von beiden innerhalb einer echten Bildung die eigentlich entscheidende Stimme zukommt. Dem Künstler, nicht dem Kritiker!

Es kommt stets darauf an, daß die Bildung eines Volkes ein gewisses Gleichgewicht bewahre; in der gegenwärtigen Zeit, wo die Luft voll ist von theils abstrakten und verstandesmäßigen theils materialistischen und mechanistischen Anschauungen, kann der Einzelne — welcher sich jenes Gleichgewicht wahren will — nichts Besseres thun als sich ebenso entschlossen wie entschieden auf die Seite des Gefühls, des Poetischen, des Künstlerischen zu stellen. Je mehr er es in Worten und Werken studirt, je mehr er ihm in Worten und Werken nachartet desto stärker wird er sein. Wer seiner Umgebung gewachsen sein will, muß sich ihr entgegenstemmen; und mit Besonnenheit. Die jetzige deutsche Bildung gleicht einem großen Katalog; und vielleicht wird jede Bildung etwas von einem solchen an sich haben; aber wenn er einmal nicht zu entbehren ist so sollte er sachlich, nicht alphabetisch geordnet sein: der Geist, nicht der Buchstabe muß in ihm herrschen. Wie das deutsche Civilgesetzbuch nicht vorwiegend für die materiell, soll der deutsche Bildungskodex nicht vorwiegend für die geistig „Besitzenden“ geschrieben sein. Dem nichtgelehrten aber lebendig empfindenden Menschen geben die Priesterchöre in Mozart's „Zauberflöte“ ein richtigeres Bild von dem echt ägyptischen und dessen „Türkischer Marsch“ ein richtigeres Bild von dem echt türkischen Wesen als irgend ein Antikenmuseum oder ein Orientreisender ihm zu bieten vermögen. Schiller's Tell schildert die Schweiz besser als Bädeler's Handbuch. „Genialität ist der Sinn für das Wesentliche.“ Der strenge Pomp des ägyptischen, das dumpfe Ungestüm des türkischen, die freie Männlichkeit des schweizerischen Volkscharakters ist in den obigen Werken sprechend wiedergegeben; sprechend vor Allem fürs Volk; und dieser einzige Umstand ist entscheidend. Sanskritmanuskripte belehren den Forscher; ein Heine'sches Lied entrückt die Volkspheantasie — nach Indien. Kommt der Berg nicht zu Muhamed, so kommt Muhamed zum Berg. Kongenialität vermag mehr als alle Gelehrsamkeit; sie kann, nach dem Ausspruch Christi, Berge versetzen; indem sie, nach der Art Muhamed's, Menschen versetzt. Diese große Kraft darf der Deutsche sich nicht nehmen lassen.

Greift man wieder mehr auf sie zurück, so wird sich Manches anders gestalten — und besser. Viele heutige Gelehrte machen es wie viele heutige Maler: sie geben Studien für Bilder aus; beide sollten sich lieber zu vollem Schaffen erheben. Sie brauchen weniger Wissen und mehr Weisheit. Ein Philolog sollte immer etwas Philosoph, ein Theolog immer